

MOHAMED AMJAHID
UNTER WEISSEN

Was es heißt, privilegiert zu sein

Hanser Berlin

2017

6 HILFE! WEISSE WOLLEN MEIN LEBEN RETTEN!

Frisch nach Deutschland zurückmigriert, verbrachte ich die letzten Sommerwochen vor dem Start des akademischen Jahres 2007/08 nicht ganz freiwillig im Haus meiner Schwester in einem abgelegenen osthessischen Dorf. Ich hatte nicht viel Geld und musste den Rest des Sommers irgendwie überbrücken. Ich war im Dorf einer von zwei Nichtweißen unter exakt 1382 biodeutschen Bewohnern.

Das mit dem »Haus meiner Schwester« ist strenggenommen nicht ganz korrekt. Meine Mutter erzählte ihren Freundinnen in Marokko gern, dass es »uns« gehöre, weil der Besitz einer Immobilie in Europa für viele Marokkaner ein unmissverständliches Zeichen von sozialem Aufstieg ist. In Wirklichkeit wohnte meine Schwester im zweistöckigen Familienhaus ihrer biodeutschen Schwiegereltern. Frühmorgens, kurz bevor der Schulbus an der Friedhofsstraße hielt, verschwanden sie und mein Schwager in ihren Autos zur Arbeit. Ich blieb mit meiner kleinen Nichte und ihren Großeltern zurück. Wir nahmen unter der Woche jeden Morgen gemeinsam am Küchentisch das obligatorische herzhaft Frühstück ein und spazierten anschließend gemütlich zum Dorfkindergarten.

»Schaaaaa maaa!«, sagte Ulrike langsam und mit leicht erhöhter Stimme schon in der ersten Woche meines erzwungenen Landurlaubs. »Daaaaiiiii Faaahradweeg.« Die Schwiegermutter meiner Schwester wedelte mit den Armen, um das Treten in die Pedale zu simulieren. Ihre feinen blond-

den Haare wirbelten dabei durch die Luft. Ulrike und ich hatten uns vor nicht allzu langer Zeit bei ihrem Marokko-Urlaub schon mal gesehen und uns bei der Gelegenheit auf Deutsch über alle möglichen Dinge unterhalten: über die Dreifaltigkeit (Ulrike ist gläubige Katholikin), die letzte Kommunalwahl (sie hatte damals die Sozialdemokraten noch als wählbar bezeichnet) und den Klimawandel (jedes Wetter-Gespräch lässt sich irgendwie weiterführen). Wir hatten das obliquatorische »Du sprichst aber gut Deutsch!« also eigentlich längst hinter uns gebracht und waren meiner Meinung nach dabei, eine freundschaftliche Beziehung aufzubauen. Doch nun stand diese sehr nette und intelligente Frau vor mir und ruderte weiter heftig mit den Armen. Als wäre sie eine Flugbegleiterin bei der Vorführung der Sicherheitsbestimmungen, deutete sie schließlich auf den Verlauf des schnurgeraden Fahrradwegs und rief: »Hiiiiier niüücht laaaufeen.« Meine normalerweise sehr aufgeweckte Nichte, damals erst vier Jahre alt, sah mich mit großen Augen an, so als wartete sie gespannt auf meine Reaktion und auf die Pointe dieser absurden Auf-

föhrung.

Ulrikes Versuch, mir das Konzept des Fahrradwegs zu erklären, verschlug mir buchstäblich die Sprache. Statt trocken anzumerken, dass auch Menschen in Afrika Fahrrad fahren und dass die Qualität des Straßenbelags dort regelmäßig eines der heißesten Wahlkampfthemen darstellt, und so auf die Absurdität des Ganzen aufmerksam zu machen, starrte ich die rudernde Schwiegermutter bloß mit offenem Mund an. Es sollte nicht die einzige Episode im Dorf bleiben, bei der ich mich wie ein Anthropologe fühlte, der gerade eine ihm unbekante, exotische und irgendwie auch faszinierende Kultur entdeckt.

Nach zwei Wochen professionalisierte ich meine Feldforschung und legte mir ein Tagebuch zu. Am 9. August 2007 notierte ich etwa: »Wenn ich nachmittags alleine einen kleinen Spaziergang wage – und natürlich nicht auf dem Fahrradweg laufe –, bewegen sich Gardinen hinter Fenstern, Silhouetten erscheinen hinter den mit Blumen verzierten Spitzenstoffen.« Ich merkte, dass meine Präsenz im Dorf etwas in den Dorfbewohnern auslöste, zumindest verhielten sie sich mir gegenüber merkwürdig. Stattete ich zum Beispiel der Dorfbäckerei mit ihrem kleinen, überbeurten »Gut & Günstig«-Sortiment oder der örtlichen Schlecker-Drogerie einen Besuch ab, verfolgten mich die Verkäuferinnen jeweils mit Argusaugen durch die wenigen Regalreihen. Sie fragten mich dann, ob sie mir helfen könnten, wobei sie die Wörter genauso übertrieben langsam und gedehnt aussprachen wie Ulrike und dazu eine Art Zeichensprache benutzten. Die Drogerie-Mitarbeiterin deutete dann beispielsweise zunächst mit dem Finger auf sich, danach auf mich und dann auf einzelne Produkte in den Regalen. Verdutzt brachte ich nur das Wort »Schokolade« über die Lippen, woraufhin sie mir eine Tafel Bitterschokolade in die Hand drückte. Eigentlich mochte ich viel lieber Vollmilch, aber damit meine gut integrierte Schwester meinewegen bloß keinen Ärger bekam, kaufte ich spontan beide Sorten. Die Verkäuferin war kurz davor, mir über die Haare zu streicheln.

Wenn ich das Fahrrad meines Schwagers auslieh und damit peinlich genau auf dem verwaisten Fahrradweg fuhr, bekam ich immer wieder mit, wie Kinder ihre Eltern fragten, woher dieser »komische Mann« komme. Die Erwachsenen stellten sich dann schützend vor ihre kleinen Söhne und Töchter und erklärten ihnen laut und deutlich, damit ich es auch

ganz bestimmt mithören konnte, dass ich wahrscheinlich zu Familie S. am Ende der Straße gehöre und nichts Schlimmes tue. Ein Nachbar schob noch ein »hoffentlich« hinterher, und eine Mutter meinte es bestimmt gut, als sie zu ihrem Kind sagte: »Das ist auch ein Mensch, Schatz.«

»Das Dorf ist sehr komisch«, lautet ein Eintrag in meinem Tagebuch.

An einem der ersten Wochenenden erzählte ich meiner Schwester von der Pantomime spielenden Schwiegermutter, den aufdringlichen Verkäuferinnen und den misstrauischen Nachbarn. Sie sagte zunächst nichts. Im Lauf der Jahre, so wurde mir aber erst später klar, hatte sie sich regelrecht antrainiert, unangenehme Situationen auszusitzen oder stoisch zu ignorieren. Sagte die Schlecker-Verkäuferin oder der Nachbar etwas Rassistisches zu ihr, schwieg sie einfach, eine Strategie, die ihre Integration interessanterweise eher vorantrieb als hemmte. Weil ich aber gar nicht mehr aufhörte zu reden, erbatnte sie sich schließlich doch und versuchte mir Mut zu machen. Ich würde mich schon irgendwie an die Eigenheiten der Dorfbewohner gewöhnen, und irgendwann, wenn man lang genug dabei sei, gewöhnten sich die meisten Dorfbewohner auch an uns, die wir nun mal anders seien. Auch den paternalistischen Ton mir gegenüber solle ich nicht zu ernst nehmen, den könnten die Leute hier eben nicht einfach so ablegen.

Gerhard, der gutherzige Schwiegervater meiner Schwes-ter, dehnte nicht die Vokale, wenn er mir die Welt erklärte. Das lag aber wohl in erster Linie daran, dass er leicht stotterte. Eines Sonntags erzählte er mir von der Flucht seiner Mutter aus Schlesien. Weil ich durchaus mehr über diese Geschichte erfahren wollte, vor allem aber weil ich so schlecht Nein

sagen konnte, begleitete ich ihn kurz darauf zum Dorffriedhof, wo mir Gerhard unbedingt das Grab seiner Mutter zeigen wollte. Zwischen den massiven Marmorgräbern und den Blumenbeeten trafen wir auf Gerhards beste Freundin. Neben mir sie Elvira, weil ich ihren Namen vergessen und damals nicht in mein Tagebuch notiert habe. Ich erinnere mich allerdings noch sehr gut an die grüne Gießkanne in ihrer Hand, an ihre lilafarbene Strickjacke und ihre hochgesteckten grauen Haare. Sie und Gerhard begrüßten einander herzlich und begannen sich zu unterhalten. Die ersten fünf Minuten blendeten sie mich komplett aus. Um nicht blöd in der Gegend herumzustehen – Smartphones gab es damals noch nicht –, wippte ich währenddessen leicht mit meinem linken Bein und betrachtete die Umgebung: die watteartigen Wolken am blauen Himmel, die sauberlich gestapelten Steine der Friedhofsmauer, die sich bewegenden Lippen von Gerhard und Elvira.

»Sag mal, wen hast du denn da mitgebracht?«, fragte Elvira schließlich.

Ich wollte antworten und mich vorstellen, aber da erklärte ihr Gerhard schon, wer ich sei.

»Und was macht er hier?«

Wieder wollte ich antworten, aber wieder war Gerhard schneller und sagte ihr, dass ich bald studieren würde, Politik und Ethnologie, und vorher für kurze Zeit bei meiner dort weit bekanntesten Schwester wohnte.

»Und wie ist er in unser Dorf gekommen? Kann er Deutsch? Kann ich euch irgendwie mit den beiden [also mit mir und meiner Schwester] behilflich sein?«

Elvira und Gerhard unterhielten sich noch eine Weile weiter über mich in der dritten Person – während ich unmittel-

bar daneben stand und wieder dazu überging, die Umgebung zu betrachten. Schließlich verabschiedete sich Elvira und spazierte mit ihrer Gießkanne zu ihrem klapprigen Kleinwagen. Gedankenversunken folgte ich Gerhard zum Grab seiner Mutter, wo er mir ausführlich darlegte, dass man in Deutschland die Toten in Särgen beerdigt.

Es wäre nun weder fair noch hilfreich, die biodeutsche Landbevölkerung pauschal als unwissende Weiße hinzustellen oder älteren Menschen wie Ulrike und Gerhard den paternalistischen Umgang mit mir vorzuwerfen. Denn dieser Paternalismus begegnet mir nun schon seit einem Jahrzehnt überall in Deutschland – auch in den multikulturellsten Großstädten der Republik. Spätestens aber seitdem so viele Geflüchtete aus dem Nahen Osten und aus Nordafrika in Deutschland ankommen, spätestens seitdem vorübergehend die neue bundesrepublikanische Willkommenskultur ausgerufen wurde, denke ich, es ist an der Zeit, dass wir über diesen unreflektierten weißen Paternalismus reden.

Von der Ankunft der Schutzbedürftigen aus Syrien und dem Irak am Münchner Hauptbahnhof im Sommer 2015 gingen historische Bilder um die Welt. Noch nie zuvor hatte ich die Barmherzigkeit und die Hilfsbereitschaft der Deutschen so intensiv gespürt. Nachdem ich die Bilder von Mönchinnen und Mönchern, die bunte Willkommensschilder malten, Wasserflaschen verteilten und Kriegskinder umarmten, in der Zeitung und in Fernsehbeiträgen gesehen hatte, fuhr ich selbst als Reporter in die Weltstadt mit Herz. Von den positiven Vibes dort, die rechte Populisten schon bald als den Anfang vom Untergang bezeichnen sollten, zehre ich noch heute: Ich werde diese wuselige Atmosphäre, dieses Sommermärchen, dieses freundliche Gesicht Deutschlands nie ver-

gessen, trotz der Erinnerungen an manch peinliche Seite der Willkommenskultur.

Wenige Augenblicke nach meiner Ankunft am Hauptbahnhof begegnete mir eine ältere Frau im dirndlartigen Kleid. Als Journalist bin ich auf offene und redselige Menschen angewiesen, und so freute ich mich, als mir die Frau am Gleis entgegenkam, dabei herzlich lächelte, ihre Arme ausbreitete und einmal in die Hände klatschte. So als wollte sie mir signalisieren: Wir schaffen das!

Die Helferin blieb vor mir stehen und bedeutete mir mit einer Handbewegung, dass ich warten sollte. Sie kramte eine ganze Weile in ihrer Umhängetasche herum und holte schließlich zu meinem Erstaunen eine kleine Seife in einer blauen Plastikverpackung heraus. »Soaaaap is goood«, sagte sie und hielt mir das gute Stück vor die Nase. Seit meiner Fahrradweg-Episode mit Ulrike im hessischen Dorf waren acht Jahre vergangen, in denen ich gelernt hatte, solchen Situationen mit einer gewissen Schlagfertigkeit zu begegnen. In dem Moment jedoch hielt ich mich spontan zurück, vermutlich um die gute Stimmung nicht kaputtzumachen. Stattdessen stellte ich mich ihr mit meinem seriösesten Lächeln als Journalist aus Berlin vor und lehnte das Hilfsangebot dankend ab. Als hätte sie mich nicht verstanden, wedelte die Frau weiterhin mit der Seife vor meiner Nase herum: »Soaaaap is goood!«

Spätestens jetzt war mir klar, dass es nichts mit einem Interview werden würde, ich verabschiedete mich höflich und entfernte mich ganz langsam. Hartnäckig lief mir die Frau hinterher und wiederholte immer wieder, wie gut Soaaaap sei. Nachdem ich sie zwischen zwei Gleisen endlich abgehängt hatte, musste ich mich erst einmal fangen. So unangenehm es mir im Rückblick ist: Ich fuhr mir sogar kurz mit der Hand

übers Gesicht, um sicherzugehen, dass es nicht verdeckt war oder dass ich nicht einen Fleck auf der Nase hatte. Womöglich hatte sie mir ja deswegen ihre Seife angeboten.

Als ich mich gerade halbwegs in Sicherheit wähnte, tauchte plötzlich eine andere Helferin auf. Sie war etwa in meinem Alter, kam direkt und entschlossen auf mich zu, in der Hand ein Käsebrötchen. Ich setzte rasch wieder meinen seriösen Gesichtsausdruck auf und bereitete im Kopf meine Reporterfragen vor. »Warum helfen Sie? Was ist Ihre Motivation?« Obwohl ich mich ihr auf Deutsch vorstellte und sie auf Deutsch fragte, antwortete sie jedes Mal in einer Art Pidgin-Englisch, weil sie unerschütterlich davon ausging, dass ich ein frisch eingetroffener Flüchtling aus Syrien oder Afghanistan sei. Sie war aufgeregt, korrigierte sich immer wieder und sagte irgendwann leicht resignierend: »I don't know!« Dann hielt sie mir das Brötchen hin. Um nicht unhöflich zu wirken, nahm ich es – und schenkte es später einem Obdachlosen. Er war einer der wenigen Biodeutschen, die an diesem Tag nicht auf Teufel komm raus versuchten, mich zu retten. Zwar hatte ich zwischendurch auch HelferInnen getroffen, die mich als deutschen Journalisten akzeptierten, ohne sich über mein Aussehen zu wundern, aber ich muss sagen, dass es doch eher schwierig war, im manchmal zu hilfsbereiten München reflektierte Menschen ausfindig zu machen.

Noch Tage danach fragte ich mich, was mir da im Münchener Hauptbahnhof, am Ort meiner ganz persönlichen politischen Utopie, eigentlich widerfahren war und was ich von dem Verhalten zumindest einiger der anwesenden Biodeutschen halten sollte. Sosehr ich grundsätzlich Respekt vor dem enormem Engagement all der meist ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer hege – es gab und gibt immer wieder

Situationen wie die eben geschilderten, in denen etwas auf geradezu tragische Weise schiefläuft.

Bei Ulrike, Gerhard, Elvira und den anderen Dorfbewohnern führten Berührungsgänge und ein gelernter Rassismus dazu, dass sie fest daran glaubten, ich könne nicht wissen, wie ein Fahrradweg funktioniert oder wie man Tote in Deutschland ordnungsgemäß bestattet. Die Folge war ein teilweise skurriler Paternalismus, den ich nervig fand und über den ich mich manchmal ziemlich aufregen konnte. Bei den überengagierten HelferInnen in München begegnete mir jedoch eine besondere, in gewisser Weise noch skurrilere Form von Paternalismus: der »weiße Retterkomplex«.

Viele Weiße – und unter ihnen oft gerade die engagierten – sehen in schwarzen Menschen lediglich den hungernden Afrikaner, so wie sie in Orientalen nun fast nur noch hilfsbedürftige Geflüchtete und Opfer erkennen. Ich wurde in München plötzlich selbst zum Flüchtlings, nur weil ich so aussehe, wie ich aussehe. Und das ist noch nicht mal der Kern des Problems: Denn nicht alle Afrikaner leiden Hunger, und Geflüchtete benötigen nicht immer Seife. Trotzdem wird fleißig geholfen, so wie es die Weißen für richtig halten. Dem weißen Retterkomplex liegt eine weit verbreitete Annahme zugrunde: Nichtweiße sind demnach weniger selbständig, man muss ihnen die Welt erklären und sie letztlich sogar vor sich selbst schützen.

Dem weißen Retterkomplex begegnet man übrigens nicht nur im realen Leben, sondern zum Beispiel auch in den fiktionalen Welten des Kinos. Viele Drehbücher aus Hollywood basieren auf diesem Muster: Im Science-Fiction-Film *Avatar* reist beispielsweise der weiße Ex-Soldat Jake Sully auf den Planeten Pandora, wo ein skrupelloser Konzern vom Planeten

Erde die Naturschätze und Ressourcen auszubeuten versucht, ohne Rücksicht auf die dort lebenden außerirdischen, gutherzigen Humanoiden mit blauer Hautfarbe. Sully ist zunächst hin und her gerissen, ob er sich auf die Seite der Starken (also Weißen) oder der Schwachen (also Blauen) schlagen soll, hilft am Ende aber Letzteren, einen Krieg gegen die bösen weißen Invasoren zu gewinnen. Ich fand den Plot schon im Kinosaal etwas suspekt. Sehr erhellend war für mich dann eine Filmkritik der Künstlerin Ezili Dantò, in der sie erläuterte, warum die Phantasiewelt von *Avatar* eine klassische Erzählung vom weißen Retter ist.¹

Die im Film dargestellte Kultur der blauen Humanoiden ist demnach von haitianischen Traditionen inspiriert. In einer Szene führen die Bewohner von Pandora beispielsweise ein Heilungsritual durch, das so ähnlich auch auf Haiti praktiziert wird. Die blauen Außerirdischen im Film stehen für die nichtweißen Bewohner unseres Planeten. Die Hauptfigur Jake Sully benötigt lediglich drei Monate, um sich diese »fremde Kultur« zu eigen zu machen und der Anführer eines ganzen »fremden Volkes« zu werden. Der weiße Held wandelt sich dabei zum Superhumanoiden, bezwingt den Feind und rettet sein neues Volk vor dem Untergang. Happy End.

Der weiße Retterkomplex hat sich noch in zahlreichen anderen Filmen als dramaturgisches Erfolgsrezept bewährt und trifft ganz offensichtlich den Geschmack des Publikums – vor allem im globalen Norden. Die kritische Filmwissenschaft hat Hunderte Drehbücher auf den Retterkomplex hin analysiert,² darunter so bekannte Streifen wie *Blood Diamond* mit Leonardo DiCaprio, *Der mit dem Wolf tanzt* mit Kevin Costner oder *Django Unchained* mit Christoph Waltz. Nicht ganz so spektakulär, aber trotzdem typisch sind auch Filme, in denen

weiße Lehrer nichtweiße Jugendliche aus Problemvierteln vor sich selbst retten: *Wilde Gedanken* mit Michelle Pfeiffer beispelsweise, *Music of the Heart* mit Meryl Streep, *Half Nelson* mit Ryan Gosling oder *Der Prinzipal – Einer gegen alle* mit James Belushi. Das Kino ist dabei nur ein Spiegelbild weißer Mehrheitsgesellschaften, in denen entweder Nichtweiße gerettet werden oder aus denen weiße Helden zur Weltrettung ausrücken.

Was im Film Fiktion ist, kennen Nichtweiße wie ich jedenfalls nur zu gut aus eigener Erfahrung. Je privilegiierter eine weiße Person relativ zu ihrem nichtweißen Gegenüber ist, desto höher ist die Gefahr, dass der weiße Retterkomplex ins Spiel kommt. Weil es People of Colour auf Dauer aber satt haben oder gar aus Prinzip ablehnen, dass Weiße ihr Leben retten wollen, beginnen sie auszuweichen. Einige machen schlicht die Schotten dicht, so wie meine Schwester. Andere ziehen sich in eigene Lebenswelten ohne Weiße zurück. Wieder andere sehen sich regelrecht genötigt, ihrerseits den vermeintlichen Rettern zu helfen.

Nach meiner Rückkehr von München nach Berlin berichtete ich über die katastrophalen Verhältnisse vor der zentralen Asylbehörde in der Hauptstadt, dem berüchtigten Landesamt für Gesundheit und Soziales (Lageso). Dort waren im September 2015 Tausende Geflüchtete ohne Obdach, ohne Verpflegung, ohne Informationen gestrandet. Nur die Arbeit von unzähligen HelferInnen linderte die Not ein wenig und verhinderte so das Schlimmste. Im Rahmen einer Reportage begleitete ich eine Flüchtlingsfamilie, die tagelang auf dem Rasen vor dem Backsteingebäude übernachtet musste. In jenen Tagen fing die Willkommenskultur in Deutschland an zu bröckeln, Politiker redeten die Überforderung regelrecht her-

bei, Populisten malten immer hemmungsloser das Gespenst der Überfremdung an die Wand, und die ersten HelferInnen fanden es nicht mehr ganz so reizvoll, Käsebrötchen zu verteilen, und verließen das Feld.

Zurück blieben ein harter Kern von Ehrenamtlichen und die verzweifelten Geflüchteten ohne Obdach. Am dritten Tag vor der Behörde waren die Mitglieder der von mir porträtierten Familie so erschöpft, dass sie nur noch apathisch auf dem Boden kauerten. Plötzlich kam ein Helfer hinzu, beugte sich zu den Kindern hinunter, rüttelte sie wach und hielt ihnen Gummibärchen vor die Nase. Die Mutter erklärte ihm mit einem schüchternen Lächeln, dass die Kinder schon genug Süßigkeiten gegessen hätten. Die Kinder selbst schüttelten ihre Köpfe. Vergeblich, denn der Mann ließ einfach nicht locker. Nachdem sie fast fünf Minuten lang versucht hatten, ihm freundlich, aber bestimmt klarzumachen, dass sie keine Gummibärchen wollten, sagte der Vater schließlich halb genervt, halb resigniert auf Arabisch zu seinem Sohn: »Nimm und bedank dich, mein Schatz, damit hilfst du den netten Helfern sehr.« Der Helfer nickte zufrieden und zog weiter, um die nächste Flüchtlingsfamilie zu beglücken. Als er merkte, dass ich Deutsch spreche, meinte er noch zu mir: »Es ist so erfüllend, meine Bürgerpflicht zu erfüllen, ich bin sehr glücklich.«

Der Gummibärchenzwang illustriert sehr anschaulich die Absurdität des weißen Retterkomplexes: Ein allzu selbstzufriedener weißer Held drängt Nichtweiße seine zwar gut gemeinte, aber nicht besonders hilfreiche Hilfe auf. Was in Situationen wie dieser stattdessen wirklich und grundsätzlich helfen würde, wäre allein schon die Bereitschaft, auf Augenhöhe zu kommunizieren, nicht ständig in Klischeebildern und

Opferrollen zu denken und vor allem den in der Tat Hilfsbedürftigen einfach mal aufmerksam zuzuhören.

Aber reicht das bereits, um zu verhindern, dass man in die Paternalismusfalle des weißen Retterkomplexes tappt? Anders gefragt: Kann man als weißer Helfer *überhaupt* richtig handeln? Entwertet das eklatante Privilegiengefälle zwischen dem Weißen, der hilft, und dem Nichtweißen, dem geholfen wird, nicht von vornherein jede Hilfsaktion? Soll man also am besten gar nicht mehr helfen? Neulich äußerte eine biodeutsche Bekannte mir gegenüber genau solche Zweifel. Sie habe das Gefühl, sie als Helferin würde alles nur noch verschlimmern. Ich hatte ihr von meinen Erfahrungen in München erzählt, woraufhin sie auf ihr »Praktikum in Afrika« zu sprechen kam. »In jedem Weißen steckt ein kleiner Retter«, sagte sie. Auch in ihr selbst, wie sie in einem Seminar für ehrenamtliche Helfer festgestellt hatte, das sie allerdings erst eine ganze Weile nach ihrem Praktikum besuchte. Die Weiterbildung half ihr, mehr über sich und ihre Haltung gegenüber den Hilfsbedürftigen nachzudenken.

Vor einigen Jahren hatte sie in einer Dorfschule in Tansania einen vierwöchigen Englischkurs gegeben. Mit einer Eigenbeteiligung von knapp 1000 Euro hatte sie dafür an einem Austauschprogramm teilgenommen, das von der Bundesregierung gefördert wird und mit dem Tausende junge Weiße jedes Jahr als Retter in die Entwicklungsländer dieser Welt ausschwärmen. Damals hatte sie eines dieser absoluten Klischeebilder auf ihr Facebook-Profil hochgeladen: Darauf steht sie inmitten von mehreren schwarzen, mageren Kindern und lächelt. Manchmal kaufte sie ihnen Süßigkeiten, das freute alle. Das Praktikum machte sich unterm Strich gut in ihrem Lebenslauf. »Es war so eine Art Abenteuerurlaub –

mehr nicht«, gab sie zu. Ich nickte nur. Es muss eine echte Belastung für die Menschen im tansanischen Dorf gewesen sein, jeden Monat einen neuen, weißen Praktikanten aufzunehmen, ihm oder ihr das Dorf zu zeigen, die Schule, die Sitten.

Ich fand ihre Erkenntnis und Selbstkritik bemerkenswert, und wollte ihr das gerade sagen, als sie ihr Smartphone zückte und mir versprach, dass ich mich gleich köstlich amüsieren würde. Sie öffnete ihre Instagram-App und tippte folgenden Account-Namen ein: @barbiesavior³ – ein anonymes, satirisches Projekt mit Bilderstrecken in verschiedenen sozialen Medien und einer weißen, hyperprivilegierten, Afrika rettenden Barbie in der Hauptrolle.

Auf einer Collage steht Barbie vor einer schwarzen Tafel und kritzelt unlesbare Wörter vor sich hin. Daneben ist ein Zitat zu lesen: »Wer braucht schon eine professionelle Ausbildung, um Lehrerin in Afrika zu sein? Ich zumindest nicht! Alles, was ich brauche, ist ein Stück Kreide und eine große Portion Optimismus.« Auf einem anderen Bild ist Barbie zu sehen, wie sie sich zum Rhythmus »urafrikanischer Trommelmusik« bewegt: »Ich habe gelernt, wie die Eingeborenen zu tanzen. Mögen die Schwingungen meiner Hüfte so intensiv sein wie der Glaube an mich selbst.« Auf ihrem Oberarm hat sich @barbiesavior die Silhouette des afrikanischen Kontinents tätowieren lassen, daneben steht auf ihrer Haut »te amo«; Barbie erklärt, dass das »Liebe auf Afrikanisch« bedeute. Dann erscheint plötzlich ein #slumfie. Barbie hat mit ihrem Smartphone ein Selfie im Slum zwischen Elend und Wellblechbaracken aufgenommen. Sie lächelt und ist sehr dankbar, dass sie nur sechs Wochen in »Afrika, einem Land voller Armut«, verbringen muss.

Meine Bekannte hatte Jahre nach ihrer angeblichen Wohltat verstanden, dass eine solch selbstbezogene, alles andere als nachhaltige und aus einer rassistischen Struktur resultierende Hilfe mehr Schaden anrichtet, als dass sie irgendwem nützte. Sie versuchte grundsätzlich damit aufzuhören, arme Menschen in Afrika zu retten, achtete bei ihrem Engagement nun mehr darauf, dass die Bedürfnisse der vermeintlich Hilfsbedürftigen im Mittelpunkt stehen, und vor allem konnte sie über Satire lachen, die mit ihr als Person hart ins Gericht ging und die sie zum Nachdenken brachte. @barbiesavior ist zwar eine überzeugene und bissige Übertreibung, in der Grundhaltung des Internet-Projekts erkannte sich meine Bekannte aber wieder. Manchmal ist die kritische Selbstbeachtung von vermeintlichen Rettern die größte Hilfe für Menschen in Not. Denn der weiße Retterkomplex zementiert nur die Einteilung der Menschheit in Opfer und Helfer je nach Hautfarbe. Er ändert dabei nichts an den grundsätzlichen, rassistischen Strukturen, die dafür sorgen, dass Märkte in Entwicklungsländern mit subventionierten Lebensmitteln aus Industrieländern überflutet werden, dass nichtweiße ArbeiterInnen in Südostasien lediglich als billige Ressource gelten oder dass Menschen in postkolonialen und autoritären Staaten der Gewalt und Willkür überlassen bleiben.

Dabei steht außer Frage, dass man Hilfsbedürftigen auch helfen darf, ja helfen soll. Oder besser ausgedrückt: Man darf und soll sich einsetzen, engagieren, austauschen, auf Missstände aufmerksam machen, politisch einen Wandel einleiten, Solidarität üben, auf Augenhöhe und gemeinsam an Lösungen arbeiten und rassistische Strukturen im täglichen Zusammenleben überwinden. »Dabei sollte man sich als pri-

vilegierter Mensch aber immer gedanklich, sprachlich und beim Handeln kritisch hinterfragen«, sagt meine Bekannte heute. Der Anblick von @barbiesavior war für diese ehemalige weiße Helferin also die ultimative Rettung.